

Dieser Artikel ist in endgültiger Version erschienen in:

Sonka, C. & Riesner, L. (2012). Junge „Mehrfach- und Intensivtäter“ - Implikationen für die Auswahl in polizeiliche Programme. *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie*, 6 (2), 119–127.

The final publication is available at www.springerlink.com

Junge „Mehrfach- und Intensivtäter“ - Implikationen für die Auswahl in polizeiliche Programme

Dipl. Soz. Celina Sonka

Bundeskriminalamt

KI 13 - Forschungs- und Beratungsstelle für Gewalt- und Jugendkriminalität, OFA

65173 Wiesbaden

celina.sonka@bka.bund.de, Tel: 0611/55-16781

Dipl. Psych. Lars Riesner

Institut für Psychologie

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Olshausenstraße 75

24118 Kiel

riesner@psychologie.uni-kiel.de, Tel: 0431/880-3603

Zusammenfassung:

Eine Minderheit junger und heranwachsender Straftäter fällt – im Gegensatz zu den meisten ihrer Altersgenossen – durch die hohe Zahl und Schwere ihrer Taten auf. Um diesem Phänomen sowohl effektiv als auch effizient zu begegnen, sind in den meisten Länderpolizeien so genannte Mehrfach- und Intensivtäter-Programme eingerichtet worden. Auch in der kriminologischen Forschung ist Mehrfachdelinquenz ein viel beachtetes Phänomen. Die kriminologischen Erkenntnisse und der polizeiliche Umgang mit diesen Tätern stehen jedoch noch häufig unverknüpft nebeneinander. Ziel dieses Beitrags soll es daher sein, das Potenzial und die Notwendigkeit einer stärkeren Verzahnung beider Bereiche aufzuzeigen. Ein besonderer Fokus liegt hierbei auf der Auswahl von Personen in Mehrfach- und Intensivtäter-Programme, insbesondere auf dem hierfür häufig genutzten Kriterium einer negativen Prognose hinsichtlich des weiteren Delinquenzverlaufs. Grundsätzlich verspricht die Einbeziehung von Erkenntnissen der Prognoseforschung ein Optimierungspotenzial. Die polizeilichen Rahmenbedingungen müssen hierbei allerdings besondere Berücksichtigung finden.

Die Notwendigkeit eines Austauschs zwischen Polizei und Wissenschaft ergibt sich zum einen aus dem Anliegen, begrenzte polizeiliche Ressourcen möglichst effizient einzusetzen. Zum anderen nimmt jede polizeiliche Intervention auch Einfluss auf den weiteren Lebensverlauf junger Menschen, sodass die Auswahl der Zielgruppe und der weiteren polizeilichen Maßnahmen mit einer besonderen Verantwortung verbunden ist.

Schlüsselwörter:

Mehrfach- und Intensivtäter; polizeiliche Kriminalprognose; Wissenstransfer; Intensivtäterprogramme; Prognosekriterien; Delinquenz

Young "Persistent offenders" - Implications for Selection into Police Programmes

Re-offending by young persons has led to the introduction of "persistent offender programmes" in the police forces of most Federal states. In criminological research, too, multiple delinquency is a phenomenon that receives a lot of attention. However, quite often there is still no connection between the criminological findings and the way these offenders are managed by the police. Therefore, it is the objective of this contribution to show the potential and the need for the closer interlinking of both areas. In this context, special emphasis is placed on the selection of persons to participate in programmes for multiple and prolific offenders, in particular on the often used criterion of a negative prognosis on further delinquency. In principle, the inclusion of the findings of prognosis research promises a potential for optimisation. However, police framework conditions need to be given special consideration in this connection.

The necessity for interaction arises, on the one hand, from the desire to use the limited resources of the police as efficiently as possible. On the other hand, any police intervention influences the further course of life of young people so that the selection of the target group and the further police measures involve a great deal of responsibility.

Key words:

persistent offenders, police prognosis on recidivism, transfer of knowledge, persistent offender programmes, prognosis criteria, delinquency

1. Begriffs- und Definitionsvielfalt rund um Intensivtäter

Auch wenn ein Großteil der Bevölkerung in der Kindheit und Jugend gelegentlich Straftaten begeht [9, 10], ist Delinquenz unter Jugendlichen äußerst ungleich verteilt. Es handelt sich um einen seit langem gut gesicherten Befund, dass weniger als 10 Prozent der jungen Täter für mehr als die Hälfte der Straftaten ihrer Altersgruppe verantwortlich sind [5, 12, 41, 56]. Gleichzeitig gehen von diesen Personen neben einer Vielzahl von Bagatelldelikten auch schwerere Straftaten aus. Eine Einheitlichkeit hinsichtlich der Bezeichnung und der Definition dieser Personengruppe ist allerdings weder im englischen noch im deutschen Sprachraum zu finden [40, 49].

Dieser in der Literatur häufig bemängelte Umstand lässt sich zum Teil mit den unterschiedlichen Anforderungen begründen, welche verschiedene Handlungsfelder wie die der Strafverfolgung und der Jugendhilfe an eine Definition stellen [31, 33]. Aber auch innerhalb der Polizei scheiterten Bestrebungen einer einheitlichen, konkreten Definition bislang. So arbeiten die Landespolizeibehörden nicht nur mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten wie z. B. junge bzw. jugendliche und heranwachsende Mehrfachauffällige, Mehrfachtatverdächtige, Mehrfachtäter, Intensivtäter oder Vielfachtäter, sondern auch mit verschiedenen Erfassungskriterien.

Eine bundeseinheitliche Registrierung dieser Personengruppe ist jedoch sowohl vor dem Hintergrund fundierter kriminalpolitischer Entscheidungsfindungen als auch für die kriminologische Forschung äußerst wünschenswert (vgl. [41, 49]). Hierzu bedarf es einer kriminalstatistischen Erfassung, die allein an konkrete polizeiliche Kontrolldaten zur Häufigkeit von Straftaten geknüpft ist. Differenzierende Abstufungen sowie eine einheitliche Gewichtung nach der Schwere der Taten sind hierbei prinzipiell denkbar.

Die Aufnahme von Personen in polizeiliche Programme hingegen, die speziell auf diese Tätergruppe fokussieren, sollte aufgrund von Flexibilitätserfordernissen nicht allein an starre quantitative Kriterien geknüpft sein [2]. Berücksichtigt werden müssen Möglichkeiten einer Anpassung an regionale Kriminalitätsstrukturen und personelle Ressourcen sowie an anlassbezogene Handlungsnotwendigkeiten.

Eine Projektgruppe der Länder und des Bundes erarbeitete 2003 eine Begriffsbestimmung für so genannte *Mehrfach- und Intensivtäter* (MIT). Diese so bezeichnete Arbeitsdefinition lässt den notwendigen polizeipraktischen Handlungsspielraum bewusst zu. MIT sind demnach Personen,

- *„die eine besondere kriminelle Energie oder eine erhöhte Gewaltbereitschaft gezeigt haben,*
- *die i. d. R. wiederholt – insbesondere in der Massen- und/oder Straßensriminalität – in Erscheinung getreten sind und*
- *bei denen eine Negativprognose insbesondere aufgrund der Wirkungslosigkeit bisheriger Erziehungs-, Straf- und Resozialisierungsmaßnahmen oder aus anderen Gründen gegeben ist.“* (Bericht der Gemeinsamen Projektgruppe des Unterausschusses Führung, Einsatz und Kriminalitätsbekämpfung (UA FEK), der AG Kripo und der Justiz, S. 6)

Tausendteufel, Bindel-Kögel und Kühnel [50] beschreiben den Auswahlprozess von Personen für MIT-Programme als ein Trichtermodell. Darin stehen an oberster Stelle allgemeine Definitionen der Fachöffentlichkeit, wie z. B. die eben angeführte Arbeitsdefinition. Auf einer nächsten Ebene finden sich in den Bundesländern Erlasse, Arbeitsanweisungen und Konzeptionen zum Umgang mit MIT, die einen engeren Rahmen für Aufnahmekriterien in MIT-Programme vorgeben (siehe Abschnitt 2: Auswahlkriterien). Diese politisch-konzeptionellen Vorgaben dienen auch dazu, die erhöhte Eingriffsintensität in die Grund- und Freiheitsrechte dieser Zielgruppe zu legitimieren [3].

Auf der Ebene des praktizierten Auswahlverfahrens kommen dann diese Kriterien mit unterschiedlich großem Interpretations- und Entscheidungsspielraum seitens der sachbearbeitenden Dienststelle zur Anwendung. Hierbei ist auch von Bedeutung, in welcher Form geeignete Personen identifiziert werden. Polizeiliche Datenbanken lassen nicht in allen Bundesländern eine systematische Personenauswahl anhand registrierter Delikte zu. Die Entdeckung potenzieller Adressaten für MIT-Programme ist dort an die Beobachtungen und die Informationsweitergabe einzelner Polizeibeamter gebunden. Auch weisen MIT-Programme teilweise feste Kapazitätsgrenzen auf.

Das Trichtermodell macht deutlich, dass Personen, die in polizeilichen MIT-Programmen geführt werden, nur eine Teilmenge derer darstellen, die nach Landeskriterien als MIT bezeichnet werden.

2. MIT-Programme

Die folgenden Ausführungen über die inhaltliche Ausgestaltung und Umsetzung von MIT-Programmen basieren im Wesentlichen auf zu verschiedenen Zeitpunkten durchgeführten Bestandsaufnahmen. 2003 legte die Gemeinsame Projektgruppe des UA FEK, der AG Kripo und der Justiz zur „Intensivierung der Bekämpfung von Mehrfach- und Intensivtätern“ ihren Bericht vor, der auch eine Synopse über die zu diesem Zeitpunkt bundesweit existenten Konzepte enthielt (N = 38) [16]. Tausendteufel, Bindel-Kögel und Kühnel [50] erstellten zum Jahr 2006 einen erneuten Überblick, welcher aufgrund der stattgefundenen Zusammenlegung regionaler zu landesweiten MIT-Ansätzen sowie einer spezifischeren Auswahl nur noch 19 Konzepte enthielt. Derzeit erfolgt eine erneute Aktualisierung der bestehenden Programme durch das Bundeskriminalamt, deren derzeitiger Stand ebenfalls einbezogen wurde (bisher N = 18). Da die meisten Konzepte über längere Zeit umgesetzt werden, bestehen zahlreiche Überschneidungen zwischen den verschiedenen Bestandsaufnahmen.

Ziele

Auf Jugendliche und Heranwachsende ausgerichtete MIT-Programme unterliegen den Vorgaben der polizeilichen Jugendsachbearbeitung, die in besonderem Maße dem Grundsatz „Prävention vor Repression“ verpflichtet ist und „biologische, psychische und soziale Entwicklungsprozesse junger Menschen“ (PDV 382, Vorwort) zu berücksichtigen hat. Mit der Bearbeitung von Jugendsachen sind besonders geschulte oder zumindest für den Umgang mit der Zielgruppe geeignete Polizeibeamte zu beauftragen (Nr. 1.2), die ihre Ermittlungen nicht allein auf die Feststellung des Tatbestandes beschränken, sondern auch Hinweise auf den Zusammenhang zwischen Tat und Täterpersönlichkeit, das soziale Umfeld sowie den Grad der sittlichen und geistigen Reife generieren und hierbei eng mit der Staatsanwaltschaft und der Jugendgerichtshilfe kooperieren (Nr. 3.2.1). Diese Vorgaben finden in den meisten MIT-Programmen explizit Erwähnung.

Das in den meisten MIT-Programme genannte Hauptziel ist die Reduktion der Fallzahlen im Bereich der Jugendkriminalität, was mit zwei unterschiedlichen Strategien verbunden sein kann: Das frühzeitige Einwirken auf sich abzeichnende Entwicklungen zum MIT sowie das Herbeiführen eines Abbruchs bei bereits verfestigten „kriminellen Karrieren“. Diese Strategien richten sich bei genauer Betrachtung an jeweils unterschiedliche Zielgruppen hinsichtlich Alter und Delinquenzbelastung. Auf konzeptueller Ebene wird diesem Umstand jedoch selten durch spezifische Auswahlkriterien und Maßnahmen Rechnung getragen. Präventive und repressive Handlungsstrategien bestehen nebeneinander, vermischen oder überlagern sich in den einzelnen Programmen auf unterschiedliche Weise [50]. Bindel-Kögel konstatiert in diesem Zusammenhang eine „gewisse Ambivalenz“ der Programme: „Zwar werden präventive Ziele betont, sie münden jedoch, wenn Straftaten nicht verhindert werden können, in repressiven Maßnahmen“ [3, S. 95]. Teilweise existieren jedoch neuere Strategien der Polizei, welche zwischen sogenannten Schwellentätern und MIT differenzieren.

Allgemein muss betont werden, dass die Abstimmung von Zielen, Zielgruppen und Maßnahmen die Programmwirksamkeit erhöht [1, 45]. Inwiefern polizeiliche MIT-Programme tatsächlich zu einer Reduktion der Delinquenz beitragen, ist bislang kaum überprüft. Eine Evaluation von vier einzelnen Kreispolizeibehörden in NRW kam zu durchaus ermutigenden Ergebnissen (siehe Bliesener & Riesner in diesem Heft). Eine Intensivierung systematischer Untersuchungen der Strukturen und der Wirksamkeit des polizeilichen Umgangs mit Mehrfach- und Intensivtätern ist wünschenswert, insbesondere hinsichtlich der differenziellen Wirksamkeit von Programmkomponenten und Eigenschaften der Adressaten der Maßnahme („Was wirkt bei wem?“).

Die Konzentration polizeilicher Ressourcen auf eine hoch auffällige Tätergruppe soll eine allgemeine Effektivitäts- und Effizienzsteigerung in der Kriminalitätsbekämpfung bewirken. Ein nahezu klassisches Element von MIT-Programmen ist das täterorientierte Vorgehen (deliktsübergreifende Zuständigkeit für einen Tatverdächtigen), wodurch umfangreiches Wissen über die kriminellen Aktivitäten, die Lebenssituation und das soziale Umfeld einer Person bei einem Sachbearbeiter konzentriert wird. Weiterhin wird meist eine Verstärkung der Kooperation und Vernetzung der beteiligten Behörden und Institutionen angestrebt. Durch die

Beschleunigung von Ermittlungs- und Strafverfahren soll auf Täterseite eine stärkere Verknüpfung zwischen Straftaten und den staatlichen Reaktionen erzielt werden.

Neben der Verbesserung der objektiven Sicherheitslage wird in einigen Programmen auch explizit auf die Verbesserung des Sicherheitsgefühls der Bevölkerung abgehoben. Hintergrund hierfür ist, dass einige Programme als Reaktion auf konkrete regionale Vorfälle entwickelt wurden, die eine große mediale Aufmerksamkeit erfuhren und damit auch politischen Handlungsdruck erzeugten (vgl. hierzu [50])

Auswahlkriterien

Eine sorgfältige Auswahl von Personen für MIT-Programme ist sowohl im Rahmen der effizienten Ressourcensteuerung als auch zur Vermeidung nicht-intendierter Auswirkungen auf die Adressaten der Maßnahme von Bedeutung. Es sollen diejenigen Tatverdächtigen ausgewählt werden, bei denen die Wahrscheinlichkeit am höchsten ist, ohne Intervention über längere Zeit straffällig zu werden [34]. Darüber hinaus sollte aber auch beachtet werden, wie erfolgsversprechend die spezifische Intervention bei einer auszuwählenden Person erscheint. In nur einem der vorliegenden Konzepte wurde dieser Aspekt unter dem Begriff Positivprognose berücksichtigt.

Die Klassifizierung von Tatverdächtigen als MIT ist jedoch weder theoriegeleitet noch empirisch gestützt, sondern ergibt sich aufgrund praktischer Relevanz und zur Verfügung stehender Ressourcen. Bisherige Forschungen konnten nicht zeigen, dass es sich bei MIT um einen Personentypus handelt, der sich im Vergleich zu Straftätern, die seltener in Erscheinung treten, durch besondere Persönlichkeitsmerkmale, Tatmotive oder Deliktstrukturen auszeichnet [37, 48]. Vielmehr liegt ein Kontinuum zugrunde, bei welchem Kriminalität und ihre (fördernden sowie hemmenden) Bedingungen prinzipiell gleichartig, jedoch unterschiedlich stark ausgeprägt sind. Durch einen Cut-Off, der nach praktischen Erwägungen festgesetzt wird, kommt es zu Abgrenzung von Tatverdächtigen als MIT.

Die besondere Fokussierung auf eine sehr straffällige Gruppe erscheint angesichts begrenzter Ressourcen angemessen. Allerdings birgt die Zuweisung des MIT-Status

durch den Einfluss auf das Selbstbild auch das Risiko einer „self-fulfilling prophecy“ im Sinne des labeling-approach (vgl. [24]). Dies erscheint insbesondere dann problematisch, wenn der Status implizit mit der Zuschreibung besonderer, jedoch nicht zwangsläufig zutreffender Eigenschaften wie Unbelehrbarkeit, Gewissenlosigkeit oder Gefährlichkeit verbunden ist. Darüber hinaus geht mit dem Kontakt zu Instanzen sozialer Kontrolle auch eine Beeinträchtigung der Zugangschancen im Leistungsbereich einher [20, 32, 38].

Daher ist es bei der Auswahl geeigneter Kandidaten für ein MIT-Programm von Bedeutung, den Anteil der Falsch-Positiven möglichst gering zu halten. Die Schwierigkeiten der Zuschreibung des MIT-Status liegen hierbei nicht bei denjenigen Personen, die mit ganz erheblicher Straffälligkeit in Erscheinung treten, sondern im diffusen Randbereich [49].

In den meisten MIT-Programmen werden spezifische Auswahlkriterien wie Alter der Zielgruppe, Anzahl, Art und Schwere der Delikte sowie Straftatenfrequenz herangezogen, allerdings in unterschiedlicher Ausprägung. Auch die Einschätzung des Einzelfalls in Form einer Prognoseerstellung gehört in der überwiegenden Mehrheit der Programme zu den Kernbestandteilen.

Häufig sind Altersbeschränkungen vorgesehen, wobei überwiegend eine Ober-, jedoch keine Untergrenze markiert ist. Erstere liegt zumeist bei unter 21 Jahren, abweichende Altersgrenzen liegen eher darüber. Dennoch fokussieren die Programme v. a. auf Jugendliche und Heranwachsende, was sich auch in der Verwendung der Attribute „jung“ oder „jugendlich“ widerspiegelt [2]. Auch wenn in einer Vielzahl der Konzepte Kinder als Zielgruppe explizit angesprochen sind, ist ihr Anteil in der Praxis eher gering [3].

Für die Auswahl werden weiterhin verschiedene Merkmale der zur Last gelegten Delikte herangezogen. So ist i. d. R. eine konkrete Mindestanzahl von Ermittlungsverfahren innerhalb eines bestimmten Zeitraumes erforderlich. Gängige Erfassungsschwellen liegen bei fünf oder zehn Registrierungen innerhalb eines Kalenderjahres. Häufig wird zusätzlich das Vorliegen bestimmter Kriminalitätsphänomene vorausgesetzt, insbesondere Gewalt- oder schwere Eigentumsdelikte sowie Delikte der Massen- und Straßenkriminalität. Durch die Einbeziehung der Deliktschwere kann verhindert werden, dass ausschließlich

Bagatelldelikte (z. B. „Schwarzfahren“) zu einer Kategorisierung als Intensivtäter führen [17]. Mitunter werden auch sehr wenige, aber dafür schwere Delikte als hinreichendes Aufnahmekriterium verwendet, sodass sich MIT nicht zwangsläufig durch eine hohe Delikthäufigkeit auszeichnen. Teilweise findet eine Gewichtung der zur Last gelegten Delikte hinsichtlich ihrer Schwere statt und es wird ein Summenwert erstellt. Dieses Vorgehen ist üblicherweise an eine Kapazitätsgrenze gekoppelt, sodass eine a priori festgelegte Anzahl an Tätern anhand ihres Delinquenzscores in ein Programm aufgenommen wird.

Unabhängig von diesen quantitativen, objektivierbaren Merkmalen werden meist auch Einschätzungen über künftiges kriminelles Verhalten herangezogen. Hierbei sollen Eigenschaften wie kriminelle Energie, Rückfall- oder Wiederholungsgefahr berücksichtigt werden. Häufig ist in diesem Zusammenhang vom Vorliegen einer Negativprognose die Rede [3, 50].

Auch wenn diese Prognoseerstellung – wie im Folgenden noch gezeigt wird – mit vielen Schwierigkeiten behaftet ist, erscheint ihre Einbeziehung in die Identifikation der am meisten geeigneten Interventionskandidaten für ein MIT-Programm sehr sinnvoll, da sich die Dringlichkeit einer polizeilichen Intensivtäterbetreuung nicht allein aus quantitativen Merkmalen differenziert ableiten lässt.

3. Implikationen für die Erstellung polizeilicher Kriminalprognosen

Gerade in Kindheit und Jugend, wo noch vielfältige Entwicklungsfähigkeiten und -möglichkeiten bestehen, ist die Vorhersage zukünftigen Legalverhaltens besonders schwierig [50]. Loeber berichtet nach eingehender Analyse vorhandener Screeninginstrumente, dass keine Instrumente vorhanden sind, „mit denen einzelne Jugendliche mit dem Risiko zu schwerem und gewalttätigem delinquentem Verhalten mit ausreichender Genauigkeit aufgespürt werden können“ [25]. Und auch Walter merkt an, „dass es trotz erheblicher Anstrengungen ein wirklich befriedigendes Vorhersageverfahren nicht gibt“ [55]. Darüber hinaus sind auch die Aussichten darauf, zukünftig über hinreichend sichere und gleichzeitig praktikable Prognoseverfahren zu verfügen, nicht von großem Optimismus getragen [18, 30]. Dennoch – oder gerade deswegen – sollte auf wissenschaftliche Forschung zu diesem Bereich sowie auf deren Einbeziehung in die polizeiliche Praxis Wert gelegt werden. Denn Prognosen sind in den kriminalistischen Handlungsfeldern

unverzichtbar. Es geht darum, die potenziellen Erkenntnismöglichkeiten voll auszuschöpfen. Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden Vorschläge erarbeitet.

Entwicklung von Standards

Bei der Erstellung polizeilicher Kriminalprognosen handelt es sich um ein überwiegend intuitives Vorgehen auf Grundlage von Berufserfahrung. Weder diese Erfahrung noch deren Nützlichkeit für die Prognoseerstellung sollen hier in Abrede gestellt werden. Vielmehr soll angeregt werden, dieses erfahrungsgeleitete Vorgehen durch Hinzuziehung wissenschaftlicher Arbeitsweisen und Befunde zu optimieren. Eine Anlehnung an methodische, inhaltliche und formelle Vorgehensweisen und Standards der forensischen Prognosepraxis ist allerdings nur sehr bedingt möglich, da polizeiliche Kriminalprognosen mit deutlich weniger zeitlichen, personellen, informatorischen und methodischen Ressourcen auskommen müssen. Auch liegen die Ansprüche an die Vorhersagekraft polizeilicher Prognosen niedriger, da die mit ihnen verbundenen Konsequenzen weniger unmittelbar und drastisch sind, als es beispielweise im Zusammenhang mit Entscheidungen zur Strafaussetzung oder Sicherungsverwahrung der Fall ist.

Unsere Materialsichtung ergab, dass in der überwiegenden Zahl der Konzepte prognostische Aspekte erwähnt werden. Die meisten sprechen hierbei ausdrücklich von einer Prognose, häufig in Form des Begriffs Negativprognose. Zumeist ist explizit oder implizit eine Einzelfallprüfung vorgesehen. Genauere Ausführungen darüber, wann eine Negativprognose vorliegt, fehlen jedoch oftmals. Muss zukünftig eine weitere Eskalation zu erwarten sein oder reicht es aus, dass keine (ausreichende) Abnahme der Delinquenz in Aussicht steht? Diese Frage ist abhängig von Programmzielen und intendierten Zielgruppen. Auch wie eine solche Prognose zu erstellen ist, bleibt meistens unklar.

Die meisten MIT-Konzepte enthalten nur sehr vage Vorgaben hinsichtlich der Prognoseerstellung, sodass die Sachbearbeiter sich überwiegend auf ihre eigene Berufserfahrung und ihre Intuition verlassen müssen. Es existieren allerdings auch Konzepte mit höherem Differenzierungsgrad. Standards und Orientierungshilfen sollten jedoch auf breiter Ebene gegeben sein.

Kriterien

Die Sichtung der Konzepte ergab, dass polizeiliche Kriminalprognosen überwiegend anhand früheren kriminellen Verhaltens erfolgen sollen. Personen- und Umweltmerkmale im Sinne von Risiko- und Schutzfaktoren werden nur selten thematisiert.

Delinquenzmerkmale

Eine Individualprognose allein anhand quantitativer Deliktmerkmale (meist polizeiliche Kontrolldaten) erscheint ungeeignet. Gerade neuere Längsschnittuntersuchungen stellen eine hohe Variabilität individueller Delinquenzverläufe fest [10, 39]. Auch unter hoch delinquenten Personen lassen sich Verlaufstypen mit unterschiedlichem Einstiegsalter und mit relativ spontanen Abbrüchen finden [4, 5, 7, 8, 11, 51]. Eine frühe erste Auffälligkeit ist auf Aggregatebene ein guter Prädiktor für die Dauer einer kriminellen Karriere [14], sollte aber aufgrund der vielfältigen Verlaufsformen für individual-prognostische Zwecke nicht überbewertet werden (dazu [39]). Anhand der Deliktzusammensetzung lässt sich die Entwicklung krimineller Karrieren nur schwer prognostizieren, da MIT sich hinsichtlich dieser nur unwesentlich von seltener auffälligen Straftätern unterscheiden [23, 48]. Naplava [34] fand anhand einer Auswertung polizeilicher Registrierungen von 14-jährigen Tatverdächtigen leicht erhöhte Rückfallraten für Raubdelikte und schweren Diebstahl im Vergleich zu beispielsweise qualifizierten Körperverletzungsdelikten und Sachbeschädigungen. Derartige Befunde können für die MIT-Definition durchaus relevant sein. Für die individuelle Prognose eignen sie sich allerdings nicht, so auch Naplava selbst.

Wenn Prognosen ausschließlich auf Basis polizeilicher Kontrolldaten erstellt werden, ergibt sich die Gefahr einer Eigendynamik des Rückfalls, welche Walter als kreisförmiges Geschehen bezeichnete, „bei dem bestimmte Menschen als gefährdet identifiziert, sanktioniert und anschließend vergleichsweise stärker kontrolliert werden. Damit wird nicht nur eine weitere Auffälligkeit wahrscheinlicher, sondern auch eine prognostische Bestätigung angebahnt. Solchermaßen spiegeln Kriminalprognosen in der Praxis zu einem erheblichen Teil die Verhaltensmuster der Kontrollinstanzen.“ [55, S. 297]. Die in diesem Abschnitt angeführten Befunde zeigen,

warum es notwendig ist, weitere Indikatoren in die polizeiliche Kriminalprognose einzubeziehen.

Oftmals werden in den Konzepten zusätzliche Indikatoren wie Rücksichtslosigkeit, besondere Gewaltanwendung, planvolles Handeln, besondere Raffinesse, verwendete Tatmittel oder Tatfolgen herangezogen, die häufig mit dem Begriff *kriminelle Energie* verbunden werden. Die Einbeziehung entsprechender Merkmale stellt im Rahmen der polizeilichen Prognose einen essenziellen Bestandteil dar. Der kriminalistischen Erfahrung der Sachbearbeiter kommt hierbei ein äußerst hoher Stellenwert zu.

Personen- und umweltbezogene Merkmale

Biologische, psychologische und soziale Merkmale sind für die Delinquenzentwicklung und somit auch für deren Vorhersage von ganz entscheidender Bedeutung. Auch Dietsch und Gloss [13] schlagen die Hinzuziehung von personen- und umweltbezogenen Indikatoren für die zielgerichtete Personenauswahl von polizeilichen Interventionen vor, um die Prognosesicherheit zu erhöhen. In den Konzepten werden sie jedoch nur selten als Indikatoren zur Beurteilung der Rückfallwahrscheinlichkeit erwähnt. In einigen Konzepten werden allerdings Merkmalsbereiche genannt, deren Betrachtung einbezogen werden soll, insbesondere sind dies das *familiäre und soziale Umfeld, Suchtverhalten, Freizeitverhalten sowie schulischer oder beruflicher Werdegang*. Aus diesen Bereichen könnten sowohl Risiko- als auch Schutzfaktoren abgeleitet werden. Selten werden jedoch tatsächliche Merkmale konkretisiert. Sofern dies erfolgt, wird ausschließlich auf Risiken fokussiert, wie z. B. *fehlende oder unzureichende familiäre Kontrolle, Erfahrungen innerfamiliärer Gewalt, Zugehörigkeit zu einer devianten Peergroup, hartnäckige Schulverweigerung oder unregelmäßige Berufstätigkeit*.

Mehrfachauffällige weisen i. d. R. eine hohe Belastung mit kriminogenen Risikofaktoren in biologischen, familiären, sozialen und schulischen Bereichen sowie in struktureller Hinsicht (z. B. finanzielle Situation, Arbeitslosigkeit der Eltern) auf [5, 19, 29, 36]. Diese Risikokumulation ist für die Gruppe der MIT allerdings keinesfalls spezifisch, wie Kerner [21] an einer nachträglichen Analyse der Philadelphia-Kohortenuntersuchung zeigte: Zwar wiesen 91,1 % der Personen, die bis zu 18. Lebensjahr mehr als elf Polizeikontakte verzeichneten, sehr hohe

soziobiografische Belastungen auf. Betrachtet man jedoch alle Personen mit entsprechend hoher Belastung, wurden 41,8 % von ihnen bis zum 18. Lebensjahr zumindest im Hellfeld kein einziges Mal registriert.

Die Differenzierung anhand personeller und sozialer Merkmale lässt sich jedoch verbessern, indem neben Risiken auch Schutzfaktoren betrachtet werden, welche die Risikowirkung direkt abschwächen oder aber kompensieren können [15]. Als relativ konsistente und wirksame Faktoren gelten z. B. kognitive Fähigkeiten, familiäre Bindungen und Unterstützung durch verlässliche außerfamiliäre Bezugspersonen [27, 28, 44]. Bei der Formulierung von Prognosekriterien sollten daher neben (quantitativen und qualitativen) Tatmerkmalen vermehrt auch Risiko- und Schutzfaktoren der Delinquenzentwicklung als Prädiktoren herangezogen werden.

Datenquellen

Da Personen in verschiedenen Kontexten unterschiedliches Verhalten zeigen, besteht das Risiko der Überbewertung problematischen Verhaltens, sofern nur eine einzige Datenquelle einbezogen wird. Für die Prognoseerstellung bei MIT bedeutet dies, dass sie nicht allein auf der Basis polizeilicher Einschätzungen – oder gar nur eines Sachbearbeiters – erfolgen sollte, sondern weitere Informanten einzubeziehen sind. Die Berücksichtigung verschiedener Datenquellen kann insbesondere die Zahl der falsch-positiv prognostizierten Fälle reduzieren [53].

Sofern die Jugendsachbearbeitung nicht bereits täterorientiert abläuft, findet erst mit bzw. nach der Aufnahme in ein MIT-Programm eine Informationsbündelung statt. Zwar kann ein Teil der prognoserelevanten Informationen aus polizeilichen Datenbanken sowie bereits bestehenden Ermittlungsakten bezogen werden. Gerade aber für die Erfassung von Personen- und Umweltmerkmalen wären auch Informationen, die aus Kontakten mit Eltern, Peers oder dem Delinquenten selbst hervorgehen, wünschenswert. Ohne täterorientierte Sachbearbeitung sind diese Kenntnisse jedoch fragmentarisch auf verschiedene Beamte oder gar Dienststellen verteilt.

Der Austausch mit Institutionen der Jugendhilfe stellt ebenfalls eine wichtige Informationsquelle bezüglich Personen- und Umweltmerkmalen dar. Allerdings kann dies mit datenschutzrechtlichen Bestimmungen kollidieren (siehe hierzu [42, 47]). Bei einer Evaluation von MIT-Programmen in NRW berichtete ein großer Teil der

polizeilichen Sachbearbeiter über einen unbefriedigenden und einseitigen Informationsfluss zwischen Polizei und Jugendamt [43]. Es ergaben sich Hinweise darauf, dass neben relevanten datenschutzrechtlichen Bestimmungen auch Kenntnisse darüber, welche Informationen weitergegeben werden dürfen, ein Hindernis darstellen. Dieses Problem besteht nach der Aufnahme von MIT weiterhin, z. B. im Kontext von sogenannten Fallkonferenzen, die teilweise Bestandteil von MIT-Programmen sind.

Daher sollten die datenschutzrechtlichen Regelungen für den Austausch zwischen Polizei und Jugendhilfe präzisiert und hinsichtlich ihrer praktischen Bedeutung in beiden Handlungsfeldern vermittelt werden. Bereits bestehende diesbezügliche Handreichungen (z. B. aus Niedersachsen [35]) könnten als Grundlage herangezogen werden. Clearingstellen, wie sie z. B. in Berlin als Mittler zwischen Jugendhilfe und Polizei eingerichtet wurden, erscheinen ebenfalls vorteilhaft.

Methodisches Vorgehen und Befundverwertung

Bisherige Befunde deuten darauf hin, dass strukturierte Verfahren gegenüber unstrukturierten Einschätzungen durch Fachkräfte prognosestärker sind [22]. Unseres Wissens existieren derzeit jedoch keine strukturierten Prognoseinstrumente, die den engen personellen und informatorischen polizeilichen Ressourcen gerecht werden. Es erscheint daher sinnvoll, flächendeckend sogenannte Prognosechecklisten zur Verfügung zu stellen. Diese sollten einen Katalog prognostisch sowohl günstiger als auch ungünstiger Merkmale enthalten, welche sich in der Forschung als relativ gute fallunabhängige Prädiktoren für Delinquenzentwicklung bewährt haben und gleichzeitig im Rahmen der Polizeiarbeit prinzipiell erfassbar sind. Die Checklisten sollten dabei zur Unterstützung einer systematischen Datensammlung herangezogen werden, indem Sie den Blick auf relevante Risiko- und Schutzfaktoren lenken und verhindern, dass diese übersehen werden. Keinesfalls sollten Checklisten im Sinne einfacher aktuarischer Prognoseinstrumente Verwendung finden, bei denen Entscheidungen ausschließlich an das Auszählen oder Verrechnen der erfassten Indikatoren gekoppelt sind. Denn ein solches Vorgehen vernachlässigt die notwendige dynamische, interaktive und entwicklungsbezogene Perspektive [26]. Gerade in jüngeren Erklärungsansätzen zur (Dis-)Kontinuität delinquenten Verhaltens wird jedoch der hohe Stellenwert von dynamischen Entwicklungsprozesse deutlich [52].

Im Rahmen einer systematischen Erfassung sollten alle mit vertretbarem Aufwand verfügbaren Quellen herangezogen werden. Eine Entscheidung sollte auf der anschließenden integrierten Betrachtung aller Befunde basieren. Das Ziel des prognostischen Prozesses sollte nicht sein, eine Negativprognose zu erstellen, sondern eine Prognose, die positiv oder negativ ausfallen kann. So können Gefahren eines confirmatorischen Hypothesentestens, wie z. B. einer selektiven Erinnerung oder einer hypothesenkonsistenten Interpretation von Befunden [46, 54], verringert werden.

Die systematische Erfassung relevanter Indikatoren ist notwendig, aber nicht hinreichend für eine gute Vorhersage. Entscheidend ist weiterhin, wie die vielfältigen Informationen diagnostisch verwertet werden. Diesbezügliche Schulungen der polizeilichen Sachbearbeiter erscheinen hilfreich.

Im nordrhein-westfälischen Modellprojekt *Initiative „Kurve Kriegen“* werden zur frühzeitigen Erkennung und Prävention möglicher „MIT-Karrieren“ pädagogische oder psychologische Fachkräften eingesetzt, die direkt an die Polizeibehörden angebunden sind. Eine Übertragung dieses Prinzips auf MIT-Programme könnte neben einer Ausweitung diagnostischer Kompetenzen auch eine häufig angestrebte Verbesserung hinsichtlich des Informationsaustauschs bewirken. Unter diesen Voraussetzungen könnten die Befunde, welche mit dem Ziel erhoben wurden, die Angemessenheit einer MIT-Behandlung abzuklären (*risk principle*), auch dazu genutzt werden, individuelle (institutionsübergreifende) Maßnahmen zur gezielten Veränderung der individuellen kriminogenen Risikobelastungen abzuleiten (*need principle*) (hierzu [1]).

4. Fazit

Seit der Umsetzung der ersten polizeilichen Konzepte zum Umgang mit MIT in den 1990er Jahren hat sich nicht nur deren Zahl erheblich vergrößert, sondern ist auch eine zunehmende Reifung erfolgt. Die in der Umsetzung gewonnenen Erfahrungen führten zu Modifikationen und Ausdifferenzierungen bei den Zielgruppen und Maßnahmen sowie regionalen Ausweitungen zunächst pilotartiger Projekte.

Trotz ähnlicher Entwicklungen in vielen Bundesländern ist weiterhin eine große Heterogenität der Konzepte feststellbar. Dies ist einerseits darin begründet, dass sie

jeweils landesspezifische Problem- und Organisationsstrukturen reflektieren. Andererseits ist dies jedoch auch dem Umstand geschuldet, dass – abgesehen von der bereits oben erwähnten Projektgruppe (2001 bis 2003) – kein systematischer bundesländerübergreifender Austausch stattfand. Hierdurch würden sich jedoch weitere Möglichkeiten zur Optimierung der Konzepte ergeben. Dieser Austausch sollte sich allerdings nicht allein auf die konzeptionelle Ebene beschränken, z. B. in Form einer fortlaufenden Bestandsaufnahme der MIT-Konzepte, sondern auch die praktischen Erfahrungen auf Arbeitsebene einschließen.

Neben dem innerpolizeilichen Wissenstransfer ist für die Fortentwicklung der Konzepte auch der Austausch mit der kriminologischen Forschung von Bedeutung – sowohl hinsichtlich ihrer Erkenntnisse als auch Methoden. Polizeiliche MIT-Konzepte bestehen vor dem Hintergrund eines unbestrittenen kriminalpolitischen Handlungsdrucks, der oftmals schnelles Reagieren einfordert. Die Fortentwicklung und anschließende Einbeziehung des kriminologischen Erkenntnisstands hingegen kostet Zeit, so dass Praktiker häufig zunächst ohne diesen agieren müssen. Es sollten jedoch Strukturen geschaffen bzw. ausgebaut werden, um zumindest im weiteren Verlauf einen Austausch zu ermöglichen. Hiermit verbunden sind nicht nur organisatorische Rahmenbedingungen sowie personelle und finanzielle Ressourcen, sondern auch organisationskulturelle Aspekte.

Die Möglichkeiten, den im allgemeinen umfangreichen wissenschaftlichen Kenntnisstand der Prognoseforschung auf den polizeilichen Kontext im Rahmen von MIT-Programmen anzuwenden, sind im Vergleich zur forensisch-psychologischen Prognosepraxis aufgrund der zur Verfügung stehenden Ressourcen deutlich begrenzt. Bislang mangelt es jedoch an Bestrebungen, diese Möglichkeiten voll auszuschöpfen.

Die Qualität der Umsetzung von MIT-Programmen hängt stark vom Erfahrungswissen der Jugendsachbearbeiter mit der Zielgruppe ab. Eine wissenschaftliche Fundierung auf konzeptueller Ebene, die Festlegung von Standards und eine systematische Implementierung der entsprechenden Verfahren sind jedoch ebenfalls qualitätsrelevant. Hier können die Sozialwissenschaften in methodischer Hinsicht unterstützen.

Die bestehenden pragmatischen, erfahrungsbasierten Konzepte können durchaus sehr wirksam sein. Allerdings sollten sie ausreichend empirisch überprüft werden, um eventuelle Schwächen aufzudecken und deren Korrektur zuzulassen. Neben dem sicherlich noch weiter zu schärfenden Bewusstsein für die Notwendigkeit von Evaluationen ist an dieser Stelle ebenfalls das methodische Wissen über deren Durchführung bedeutsam. Auch hier kann die polizeiliche Praxis von sozialwissenschaftlichen Methoden profitieren.

References

1. Andrews DA, Bonta J (2010) The psychology of criminal conduct. Lexis Nexis/Anderson Publ, Albany, N.Y.
2. Bartz S (2008) Die besondere polizeiliche Erfassung von "Intensivtätern". mbv Mensch- und Buch-Verl, Berlin, Köln.
3. Bindel-Kögel G (2009) Mehrfach- und "Intensivtäter"-Programme der Polizei in Deutschland. In: Bindel-Kögel G, Karliczek K (Hrsg) Jugendliche Mehrfach- und "Intensivtäter". Entwicklungen, Strategien, Konzepte. Lit, Berlin, S 89–119.
4. Bliesener T (2011) Persistent juvenile offenders. In: Bliesener T, Beelman A, Stemmler M (Hrsg) Antisocial behaviour and crime: Contributions of theory and evaluation research to prevention and intervention. Hogrefe, Göttingen, S 53–68.
5. Block T, Brettfeld K, Wetzels P (2009) Jugendliche Mehrfach- und Intensivtäter in Hamburg. Neue Wege zur Beschreibung eines alten Problems. ZJJ 20:129–140.
6. Boers K (2009) Delinquenz im Lebensverlauf. In: Kröber H, Dölling D, Leygraf N et al. (Hrsg) Handbuch der Forensischen Psychiatrie. Kriminologie und forensische Psychiatrie. Steinkopff, Darmstadt, S 134–174.
7. Boers K (2009) Kontinuität und Abbruch persistenter Delinquenzverläufe. In: Bindel-Kögel G, Karliczek K (Hrsg) Jugendliche Mehrfach- und "Intensivtäter". Entwicklungen, Strategien, Konzepte. Lit, Berlin, S 41–86.
8. Boers K, Reinecke J, Bentrup C, Kanz K, Kunadt S, Moriotti L, Pöge A, Pollich D, Seddig D, Walburg C, Wittenberg J (2010) Jugendkriminalität - Altersverlauf und Erklärungsansätze. Ergebnisse der Duisburger Verlaufsstudie Kriminalität in der modernen Stadt. Neue Kriminalpolitik 22:58–66.
9. Bundesministerium für Inneres/Bundesministerium für Justiz (Hrsg) (2001) Erster periodischer Sicherheitsbericht. Berlin.
10. Bundesministerium für Inneres/Bundesministerium für Justiz (Hrsg) (2006) Zweiter Periodischer Sicherheitsbericht. Berlin.
11. Dahle K (2005) Delinquenzverläufe über die Lebensspanne: Anwendungsperspektiven einer entwicklungsorientierten Sichtweise. In: Dahle K (Hrsg) Entwicklungspsychologische Aspekte der Rechtspsychologie. Hogrefe, Göttingen, S 79–91.
12. Dalteg A, Levander S (1998) Twelve thousand crimes by 75 boys: A 20-year follow-up study of childhood hyperactivity. Journal of Forensic Psychiatry and Psychology 9:39–57.

13. Dietsch W, Gloss W (2005) Handbuch der polizeilichen Jugendarbeit. Prävention und kriminalpädagogische Intervention. Boorberg, Stuttgart ;, München ;, Hannover ;, Berlin ;, Weimar ;, Dresden.
14. Farrington DP, Coid JW, Harnett LM, Jolliffe D, Soteriou N, Turner RE, West DJ (2006) Criminal careers up to age 50 and life success up to age 48: New findings from the Cambridge study in delinquent development. Great Britain Home Office Research Development and Statistics Directorate, London.
15. Farrington DP, Ttofi MM (2011) Protective and Promotive Factors in the Development of Offending. In: Bliesener T, Beelman A, Stemmler M (Hrsg) Antisocial behaviour and crime: Contributions of theory and evaluation research to prevention and intervention. Hogrefe, Göttingen, S 71–88.
16. Gemeinsame Projektgruppe des UA FEK, der AG Kripo und der Justiz (2003) Intensivierung der Bekämpfung von Mehrfach- und Intensivtätern. [Unveröffentlichter Abschlussbericht], Wiesbaden.
17. Gloss W (2007) Standards in der polizeilichen Jugendarbeit. ZJJ 18:278–284.
18. Guttke K, Jasch M (2003) Intensivtäterermittlungen in Frankfurt und die Grenzen der Karriereforschung. ZJJ 14:175–177.
19. Huck L (2009) Jugendliche Intensivtäter/innen. Kriminelle Karrieren und Präventionsmöglichkeiten aus Sicht der betroffenen Subjekte. Argument-Verl, Hamburg.
20. Hußmann M (2010) Diagnose und Individualprognose als Kernproblem des Umgangs mit Jugendkriminalität. In: Dollinger B, Schmidt-Semisch H (Hrsg) Handbuch Jugendkriminalität: Kriminologie und Sozialpädagogik im Dialog. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S 335–350.
21. Kerner H (1993) Jugendkriminalität zwischen Massenerscheinung und krimineller Karriere. In: Nickolai W, Reindl R (Hrsg) Sozialarbeit und Kriminalpolitik, Freiburg im Breisgau, S 28–62.
22. Kindler H (2010) Wieder und wieder oder doch nicht mehr. ZJJ 21:289–294.
23. Koch-Arzberger C, Bott K, Kerner HJ, Reich K, Vester T (2010) Mehrfach- und Intensivtäter in Hessen. Abschlussbericht, Wiesbaden.
24. Lemert E (1951) Social Pathology. A systematic approach of the theory of sociopathic behavior. McGraw Hill, New York.
25. Loeber R (2002) Schwere und gewalttätige Jugendkriminalität. Umfang, Ursachen und Interventionen- Eine Zusammenfassung. In: Nachbarn lernen voneinander: Modelle gegen Jugenddelinquenz in den Niederlanden, München, S 139–147.
26. Lösel F (1995) Die Prognose antisozialen Verhaltens im Jugendalter: Eine entwicklungsbezogene Perspektive. In: Dölling D, Bock M (Hrsg) Die Täter-Individualprognose. Beiträge zu Stand, Problemen und Perspektiven der kriminologischen Prognoseforschung. Kriminalistik-Verl., Heidelberg, S 29–61.
27. Lösel F, Bender D (2003) Protective factors and resilience. In: Farrington DP, Coid J (Hrsg) Early prevention of adult antisocial behaviour. Cambridge University Press, Cambridge, UK ;, New York, S 130–204.

28. Lösel F, Bliesener T (1994) Some high-risk adolescents do not develop conduct problems: A study of protective factors. *International Journal of Behavioral Development* 17:753–777.
29. Lösel F, Bliesener T (2003) *Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen. Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen.* Luchterhand; BKA, Wiesbaden.
30. Meier B (2008) Junge Mehrfach- und Intensivtäter. kriminologische Forschungsbefunde und Reaktionsmöglichkeiten. *Recht der Jugend und des Bildungswesens* 56:422–434.
31. Müller M, Behrmann J (2004) Jugendliche Intensivtäter in der Wahrnehmung der Professionen. *ZJJ* 15:144–149.
32. Naplava T (2008) Jugendliche Intensivtäter als Kriminalitätsproblem und Problemkonstruktion. In: Groenemeyer A, Wieseler S (Hrsg) *Soziologie sozialer Probleme und sozialer Kontrolle. Realitäten, Repräsentationen und Politik.* VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S 193–214.
33. Naplava T (2010) Jugendliche Intensiv- und Mehrfachtäter. In: Dollinger B, Schmidt-Semisch H (Hrsg) *Handbuch Jugendkriminalität: Kriminologie und Sozialpädagogik im Dialog.* Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S 293–306.
34. Naplava T (2011) Kriterien zur Auswahl jugendlicher Intensivtäter auf der Basis von Rückfallanalysen. *Kriminalistik* 8-9:533–536.
35. Niedersächsisches Ministerium für Inneres, Sport und Integration, Niedersächsisches Justizministerium, Niedersächsisches Ministerium für Soziales, Frauen Familie und Gesundheit, Niedersächsisches Kultusministerium (2010) *Datenschutzrechtliche Handreichung zum Informationsaustausch im Rahmen von Fallkonferenzen in Niedersachsen.* <http://www.dvjj.de/download.php?id=1718>. Gesehen 04. Januar 2012
36. Ohder C (2007) "Intensivtäter" im Spiegel von Akten der Berliner Staatsanwaltschaft. *ZJJ* 18:56–64.
37. Ohder C (2009) "Intensivtäter". Ein neuer Tätertypus? In: Bindel-Kögel G, Karliczek K (Hrsg) *Jugendliche Mehrfach- und "Intensivtäter". Entwicklungen, Strategien, Konzepte.* Lit, Berlin, S 17–39.
38. Ohder C, Huck L (2006) „Intensivtäter“ in Berlin – Hintergründe und Folgen vielfacher strafrechtlicher Auffälligkeit. Teil 1: Eine Auswertung von Akten der Abteilung 47 der Berliner Staatsanwaltschaft. *Berliner Forum Gewaltprävention* 7:6–56.
39. Pöge A (2007) *Klassifikationen und Verläufe delinquenten Verhaltens: eine Untersuchung Münsteraner Jugendlicher.* Waxmann, Münster.
40. Pollich D (2010) *Problembelastung und Gewalt. Eine soziologische Analyse des Handelns jugendlicher Intensivtäter.* Waxmann, Münster.
41. Posiege P, Steinschulte-Leidig B (1999) *Intensivtäter. Eine Übersicht zu aktuellen Entwicklungen.* BKA, Wiesbaden.
42. Riekenbrauk K (2011) Haus des Jugendrechts und Sozialdatenschutz. *ZJJ* 22:74–83.

